5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Pölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 122 — Halle, Freitag den 3. Mai — 1918

Das gleiche Wahlrecht abgelehnt.

Das gleiche Wahlrecht abgelehnt!

Im Abgeordnetenhause wurde gestern bei Weiterberatung der Wahlrechtsvorlage der sozialdemokratische Antrag auf Wiederherstellung des Paragraphen 3 der Regierungsvorlage, der das gleiche Wahlrecht vorsieht, mit 235 gegen 183 Stimmen bei vier Stimmenenthaltungen abgelehnt.

Paragraph 3 der Kommissionsbeschlüsse, welcher ein Mehrstimmen-Wahlrecht vorsieht, wurde in namentlicher Abstimmung mit 232 gegen 183 Stimmen bei zwei Stimmenenthaltungen angenommen.

Vor der Abstimmung erklärte der Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. Friedberg: Es sei der Fall möglich, daß die Regierung auf das Recht der Auflösung nicht verzichten könne. Ob die Regierung diesen Weg beschreiten werde oder nicht, werde sie erst bei der dritten Lesung kundgeben, da bis dahin noch eine Verständigung möglich sei auf dem Wege, den der Ministerpräsident Graf Hertling angedeutet habe.

s Berlin, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Der Reichskanzler hat für heute abend eine größere Anzahl führender Parlamentarier des preußischen Abgeordnetenhauses in das Reichskanzlerpalais gebeten.

Die Ereignisse in Kiew.

(T. U.) Berlin, 2. Mai. Nach hier vorliegenden Nachrichten hat in der Ukraine eine Staatsumwälzung stattgefunden. Die alte Rada ist durch Bauernabgeordnete, die in Kiew eingetroffen sind, gestürzt worden. In der Stadt Kiew haben sich Kämpfe abgespielt, an welchen jedoch die deutsche militärischen Organe nicht teilgenommen haben. Eine neue Regierung ist in der Bildung begriffen. Man darf wohl annehmen, daß diese Entwicklung der Dinge für die deutschen Interessen nicht ohne Einfluß sein werde, da die Urheber der Umwälzung sich mit dem deutschen Gesandten Freiherrn v. Mumm in Verbindung gesetzt und erklärt haben, daß sie den Friedensvertrag von Brest-Litowsk anerkennen. Die Verhaftungen von Mitgliedern der alten Regierung, die in der Angelegenheit Dobry stattgefunden haben, stehen mit der Umwälzung in keinem Zusammenhang. Sie sind bereits rückgängig gemacht worden.

*

Von unserer Berliner Redaktion wird uns hierzu noch gemeldet:

Ueber das neue Ministerium der Ukraine, welches aus Vertretern der Bauernpartei besteht, berichtet in Berliner diplomatischen Kreisen eine verhältnismäßig optimistische Auffassung, und zwar hauptsächlich deshalb, weil das neue Ministerium versprochen hat, ohne weiteres den deutsch-ukrainischen Friedensvertrag anzuerkennen. Indessen tragt sich doch, ob dieser Optimismus stichhaltig ist, denn bisher haben sich die Bauern in der Ukraine recht wenig deutschfreundlich gezeigt. Sie haben allen Aufforderungen, das nötige Getreide abzuliefern, hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt und sich auch sonst in jeder Beziehung feindlich und mißtrauisch gegenüber den Mittelmächten erwiesen.

Zufuhren aus der Ukraine.

(W. T. B.) Berlin, 2. Mai. Im Ausschuß des Reichstages für Ernährungsfragen besprach Unterstaatssekretär von Braun die Verhältnisse in der Ukraine. Die Ukraine könne im Laufe des Erntejahres nach übereinstimmendem Urteil von Kennern des Landes eine Million Tonnen Getreide abgeben. In letzter Zeit seien täglich etwa 200 Waggons ausgeführt worden. Wegen der unsicheren Lage im Lande und der Verkehrsschwierigkeiten seien sowohl die deutschen Kommissionare, wie auch die Händler unter militärischen Schutz gestellt worden. Leider liege die Kohlenerzeugung noch in der Hand der Bolschewiki. Der monatliche Kohlenbedarf für die Eisenbahnen belaufe sich auf 115 000 Tonnen; er müsse vorwiegend aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn gedeckt werden. Trotzdem sei Vorsorge getroffen, daß die Transportschwierigkeiten programmäßig überwunden werden könnten. Die Zahlungsverhältnisse in der Ukraine seien in einer geradezu unglaublichen Verfassung. Von Deutschland würden Reichsschatzscheine im Rubelkurs hergestellt, um die Geldnot zu beheben.

Der Einfluß der neuesten politischen Ereignisse in Kiew sei schwer zu beurteilen. Eine Verschlechterung der Zustände sei kaum zu erwarten. Die Regierung habe eine gesetzliche Regelung der Landfrage verabsäumt. Infolgedessen habe die Frühjahrsbestellung empfindlich gelitten, und zwar bis zu 30 Prozent. Auch bestehe in der Ukraine eine starke Neigung, lieber an Rußland als an die Mittelmächte zu liefern. Trotz aller Schwierigkeiten sei die Durchführung der Verträge zu ermöglichen, allerdings nur dann, wenn ein starker militärischer Druck nachhelfe.

(W. T. B.) Berlin, 2. Mai. (Amtlich.) Die von der ukrainischen Regierung und den Mittelmächten in der Ukraine für die Aufbringung und den Abtransport der vertragsmäßig zu liefernden Lebensmittel geschaffene Organisation beginnt, wie wir hören, bereits zu arbeiten. Nach telegraphischen Meldungen aus Kiew sind in den letzten Tagen etwa 1200 Waggons Lebensmittel aller Art über die sogenannte trockene Grenze zu den Mittelmächten hereingekommen. Da die ungarische Ernte erheblich früher hereingebracht wird als die deutsche, somit Oesterreich-Ungarn sich schon in einigen Wochen selbst helfen kann, haben sich die Mittelmächte untereinander dahin geeinigt, die ersten Zufuhren zum großen Teil Oesterreich-Ungarn zu überlassen, während dafür im Juni und Juli der größere Teil nach Deutschland kommt. Aber auch von den ersten Lieferungen sind bereits Sendungen über die Landgrenze nach Deutschland unterwegs, insbesondere über das Schwarze Meer in Braila eintreffende Ladungen, die inzwischen bereits 30 000 Zentner Getreide betragen, die mit der Eisenbahn nach Deutschland unterwegs sind.

Ob die Hoffnungen, daß aus dieser Quelle bald größere Mengen von Lebensmitteln in Deutschland eintreffen werden, sich verwirklichen, hängt in erster Linie davon ab, wie sich die politischen Verhältnisse in der Ukraine gestalten und ob es gelingt, die äußerst schwierigen Fragen der Finanzierung unserer Ankäufe und des Transports der großen Warenmengen befriedigend zu lösen.

*

(W. T. B.) Berlin, 2. Mai, abends. (Amtlich.) Von den Kriegsschauplätzen nichts Neues.

Die Fesselung der feindlichen Operationsarmee.

Am 1. Mai steigerte sich von mittag ab gegen die Front nördlich Dorf Kemmel—südwestlich Dranoeter die feindliche Artillerietätigkeit erheblich. Erkannte Truppenbewegungen und Ansammlungen wurden unter wirksames deutsches Vernichtungsfeuer genommen.

Die deutsche Führung hat die Initiative und die operative Freiheit. Ihr kann es gleichgültig sein, ob die eigene Linie einige hundert oder tausend Meter weiter rückwärts verläuft. Dagegen müssen Engländer und Franzosen bei jeder deutschen Offensive befürchten, die in sicherster Arbeit errungenen Stellungen wieder zu verlieren. Ihre Operationsarmee, die zu einheitlichen und gewaltigen Gegenschlägen bestimmt war, muß in örtlichen Kämpfen sowohl in Flandern wie vor Amiens, an der Avre und an der Oise divisions- und bataillonsweise verausgabt werden und verblutet. Damit ist schon jetzt die Fesselung der Hauptmasse der feindlichen Heere an einer von der deutschen Führung gewollten Front erreicht.

Die Beschießung von Paris.

ep Paris, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Das weittragende Geschütz beschoß am Mittwoch wiederum die Pariser Gegend. Drei Frauen wurden leicht verletzt.

Die Wirkungen der Ferngeschütze.

Genf, 2. Mai. Die Wirkungen der Beschießung der beiden Pariser Seinearme während der letzten 48 Stunden sind fraglos noch weit bedeutender gewesen, als die der vorigen Woche.

Aus Nordfrankreich eintreffende Familien schildern die Zustände in den von Feind und Freund verwüsteten Ortschaften als trostlos. Der Eifer der Zivilbehörden des Departements Pas de Calais wird anerkannt, die Beamtenschaft ist aber ohnmächtig, den stetig wachsenden Mißständen abzuhelfen. Die Nervosität der alten Zusuhr entdeckenden Bevölkerung wird namentlich im Umkreise von Hazebrouck dadurch gesteigert, daß die Kernwirkung der deutschen Geschütze, vom Fliegerdienst unterstützt, täglich, ja stündlich peinliche Ueberraschungen bringt. (Deutsche Kriegszeitung.)

Amiens evakuiert.

s Zürich, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Der Mailänder „Corr. della Sera" vom Dienstag gibt in einem Pariser Telegramm die Evakuierung von Amiens zu. Nach einer „Secolo"-Meldung vom gleichen Tage sind alle Zivilbehörden von Amiens nach Breteuil übergeschielt.

*

Tschechisch-slowakische Landesverräter.

(W. T. B.) Rom, 2. Mai. (Stefani.) „Giornale d'Italia" vermutet, daß tschechische und slowakische Truppenformationen in Italien geblieben wurden, die bereits im italienischen Kampfgebiet stehen.

Die Zustände in Petersburg.

L. Haag, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Laut einer Meldung des „Holl. Nieuws Bureau" erhält die „Morning Post" aus Stockholm folgende Nachricht: Der griechische Gesandte in Petersburg traf gestern in Stockholm ein. Er schilderte die politische Lage in Rußland als unverändert. Leben und Eigentum seien in Petersburg sehr wenig geschützt. Der italienische Gesandte sei auf offener belebter Straße ausgeplündert worden. Die Gesandtschaften hätten große Mühe, ihre Gelder von den Banken abzuheben.

Mit der Lebensmittelversorgung sei es sehr schlecht bestellt, die Leute müßten zuweilen mehrere Tage von einem einzigen Ei leben. Die Bolschewiki-Regierung werde sich wohl noch einige Zeit halten, doch sei ihr Sturz unausbleiblich.

Allgemeine Wehrpflicht in Groß-Rußland.

(W. T. B.) Amsterdam, 1. Mai. „Algemeen Handelsblad" erfährt aus London vom 30. April: Der Vollzugsausschuß des allrussischen Sowjetkongresses in Moskau hat Trotzkis Plan, zu einer allgemeinen militärischen Ausbildung aller männlichen Personen zwischen dem 16. und 40. Jahre, sowie zur Dienstpflicht für alle Arbeiter und Frauen überzugehen, angenommen.

Vor dem Abschluß des Friedens mit Rumänien.

(W. T. B.) Bukarest, 2. Mai. Der bulgarische Finanzminister Tonischew ist im Laufe des gestrige Tages, der türkische Minister des Aeußern Nessimy heute abend in Bukarest eingetroffen. In Begleitung des letzteren befanden sich auch der kaiserliche Botschafter in Konstantinopel Graf Waldburg, der ebenso wie der kaiserliche Gesandte in Sofia, Graf Oberndorff, zur mündlichen Berichterstattung hierher berufen worden ist.

Die Verhandlungen zwischen Haag und Berlin.

(W. T. B.) Haag, 2. Mai. Das Korrespondenzbureau teilt nach Anfrage beim Ministerium des Aeußern mit, daß über den Stand der Verhandlungen zwischen der niederländischen und der deutschen Regierung nichts mitgeteilt werden kann, als daß die Verhandlungen noch im Gange sind.

Ribot und Painlevé über den Kaiserbrief.

ep Zürich, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Die „Neue Korrespondenz" meldet: Der Ausschuß der französischen Kammer für auswärtige Angelegenheiten hatte, entsprechend dem von dem Unterausschuß ausgearbeiteten Fragebogen, beschlossen, die beiden früheren Ministerpräsidenten Ribot und Painlevé über die näheren Umstände des Briefes des Kaisers von Oesterreich an den Prinzen Sixtus von Parma anzuhören. Der Ausschuß wird am Freitag auch den Bericht von Briand und Clémenceau entgegennehmen.

Der „Main" ist in der Lage, den amtlichen Bericht über die Sitzung mit einigen Einzelheiten zu ergänzen. Das Blatt unterstreicht zunächst den ausgezeichneten Eindruck, den die Darlegungen der beiden Ministerpräsidenten gemacht hätten. Ribot legte, so sagt das Blatt, unter Vorlegung von überzeugenden Dokumenten dar, daß in der Zeit, als Kaiser Karl seinen Brief an den Prinzen schrieb, Verhandlungsmöglichkeiten ernstlich nicht ins Auge zu fassen gewesen seien. Der bloße Gedanke daran würde die ernstlichsten Folgen gehabt haben. Ein Eingehen auf die Anregungen des Kaisers von Oesterreich hätte die Gefahr gebracht, alle Allianzen zu brechen und sicher die Freundschaft mit Italien zu gefährden. Ribot unterbreitete den Ausschuß sehr genaue Einzelheiten über die interalliierte Konferenz in St. Jean de Maurienne. Er versicherte, daß die Haltung, die er damals eingenommen habe, durch keine patriotische Gesinnung diktiert gewesen sei. Auch die Erklärungen Painlevés waren sehr interessant und sehr bestimmt. Painlevé sagte: Niemals war der Kaiser von Oesterreich gutem Glauben; aber es ist sicher, daß Oesterreich nicht in der Lage gewesen wäre, die von ihm gewünschten Verhandlungen zu einem ersprießlichen Ende zu führen.

Bei dem Meinungsaustausch, der nach der Ausschußsitzung unter den Abgeordneten in den Wandelgängen der Kammer stattfand, kam allgemein zum Ausdruck, daß die beiden Ministerpräsidenten unmöglich den an sie gelangten Anregungen hätten Folge leisten können.

ep Zürich, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Schweiz. Preßtelegraph" meldet aus Paris: Das Arbeitsprogramm der französischen Kammer wurde in gemeinsamer Sitzung der Vorsitzenden der großen Ausschüsse festgelegt. Ob die in Aussicht gestellte große Debatte über den Kaiserbrief überhaupt noch stattfinden wird, ist ungewiß geworden. Vorläufig soll den Parlamentsausschüssen Zeit zum Verhör der früheren und des jetzigen Ministerpräsidenten gelassen werden. Der Abgeordnete Forgeot, der die Absicht hatte, die Zuziehung der ganzen Kammer zu den Ausschußberatungen zu beantragen, was praktisch den Zusammentritt einer Geheimsitzung bedeuten würde, hat seinen Plan wieder fallen lassen.

Der „Bonnet-Rouge"-Prozeß.

(T. U.) Amsterdam, 2. Mai. Nach Meldung der „Times" aus Paris hat das Zeugenverhör im „Bonnet Rouge"-Prozeß ergeben, daß Caillaux im Jahre 1917 verschiedene aufsehenerregende Handlungen vorgenommen habe. Er habe nämlich viele Reisen nach dem Auslande unternommen; außerdem habe er den „Bonnet Rouge" unmittelbar vor der Verhaftung aller seiner Redaktionsmitglieder gewarnt. Die Verneinung Duvals, Marions und Landaus habe den Eindruck erweckt, daß sie mit Malvy in engen Beziehungen standen. Gestern wurde Marion bezüglich der Dokumente über das Unternehmen des Generals Sarrail in Saloniki im Jahre 1916 verhört, die angeblich Almereyda im Besitz gehabt haben soll. Marion gibt zu, daß er inzwischen selbst einige Dokumente angefertigt habe, er stellte jedoch in Abrede, daß alle Dokumente geheime Mitteilungen enthielten. Jaucha erklärte in seinem Verhör, er sei auf Einladung des deutschen Konsuls nach Barcelona gegangen.

Der Genueser Spionageprozeß.

(W. T. B.) Berlin, 2. Mai. Die „Nordd. Allgem. Zeitung" meldet: In Genua sind die deutschen Reichsangehörigen Kriegsheim, Rumpf und Heß, die bei der Genueser Elektrizitätsgesellschaft leitende Stellungen bekleidet haben, wegen Spionage in continuatione zum Tode verurteilt worden, ohne daß ihnen eine Schuld ein irgendwie schlüssiger Beweis hat erbracht werden können. Die deutsche Regierung hat nunmehr durch Vermittelung der schweizerischen Regierung der italienischen Regierung erklären lassen, daß sie diese letztere für den den Verurteilten aus dem Urteil etwa erwachsenden Schaden verantwortlich mache und daß sie, sofern etwa auf Grund des Urteils Maßnahmen gegen das in Italien befindliche Vermögen der Genannten ergriffen werden sollten, die geziemt seien, ihre Interessen zu schädigen, unverzüglich zu den schärfsten Gegenmaßnahmen geschritten werde. Sie erwartet ferner eine Aeußerung der italienischen Regierung darüber, was diese zu tun gedenke, um die Folgen für die offenbar widerrechtlich Verurteilten zu beseitigen.

(W. T. B.) Bern, 2. Mai. In der heute beginnenden Verhandlung de großen Spionageprozesses gegen Mongeot, Koetschat und Brüstlein wurde bei Verlesung der Anklageakten im Interesse der Neutralität und der Sicherheit des Landes die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Das Urteil wird öffentlich verkündet werden.

Cachin für Friedensbesprechungen.

(T. U.) Genf, 2. Mai. In der „Humanité" führt Cachin den von Sembat zuerst ausgesprochenen Gedanken weiter aus: Frankreich solle unter Begrenzung seiner Kriegsziele, sobald sich eine Gelegenheit ergebe, die Einleitung von Friedensbesprechungen versuchen.

Die sibirische Frage.

(T. U.) Genf, 2. Mai. Nach einer von der Zensur zurückgehaltenen, im „Progrès de Lyon" veröffentlichten Meldung aus Tokio herrschen im japanischen Kabinett ernste Unstimmigkeiten über die Frage des Einschreitens in Sibirien.

Ein französischer Riesendampfer.

ep Turin, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Die „Stampa" erfährt aus Paris, daß es trotz der ständigen feindlichen Fliegerangriffe und der Spionagegefahren gelungen sei, den in Dünkirchen erbauten Riesendampfer von 19 000 Tonnen vom Stapel zu lassen und zur Fertigstellung nach der Cherbourger Werft zu schleppen.

*

Entdeckung eines Tollwutserums.

ep Zürich, 2. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Nach einer Mitteilung des „Schweiz. Preßtelegraphen" machte der Direktor des Pasteur-Instituts in einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften Mitteilung von der Entdeckung eines Serums zur Immunisierung vor der Tollwut. Man verdankt die Entdeckung einem gewissen Remlinger, Leiter des Pasteur-Instituts in Tanger. Remlinger gewann das Serum aus einem Kaninchenhirn nach einer Behandlung von 120 Stunden. Das Kaninchen war vorher mit Tollwutbazillen infiziert worden. Praktische Erfahrungen über die Wirksamkeit des Mittels für den Menschen fehlen übrigens noch.

*

Köln, 2. Mai. Unweit von Wipperfürth wurde der Polizeisergeant Lauk von einem Mann in Soldatenuniform erschossen, der festgenommen werden sollte, weil er große Mengen von Lebensmitteln, wie Fett und Fleisch, und auch Schuhwaren bei sich führte. Der Mörder wurde gestern in Wermelskirchen verhaftet. Als dort ein Polizeibeamter die Zelle des Verbrechers betrat, wurde auch er von diesem erschossen, worauf sich, wie das „Wipperfürther Volksblatt" meldet, der Mörder selbst durch vier Schüsse tötete. (Deutsche Kriegszeitung.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191805039/fragment/page=0001

Bericht der Obersten Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 2. Mai.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht und Deutscher Kronprinz.

An der Schlachtfront ist die Lage unverändert. Der Artilleriekampf war im Abschnitt des Kemmel-Berges gesteigert. Auch zwischen Somme und Luce-Bach, bei Moreuil-Bahn, Lassigny und Noyon lebte er vielfach auf. Im übrigen blieb die Gefechtstätigkeit zur Erkundung beschränkt.

Heeresgruppe Herzog Albrecht.

An der lothringischen Front war die französische Artillerie in den Nachmittagsstunden rege. Kleinere Vorstöße des Feindes wurden abgewiesen.

Osten:

Ukraine.

Vor Sewastopol brachen wir feindlichen Widerstand. Die Stadt wurde am 1. Mai kampflos besetzt.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Die allgemeine Wehrpflicht in England.

Eine notwendige Erinnerung.

Vor zwei Jahren führte England die allgemeine Wehrpflicht ein. In diesen Tagen jähren sich wieder die heftigen Debatten, die damals im Unterhause geführt wurden. England hatte zur angeblichen Bekämpfung des deutschen Militarismus schon eine bedeutende Truppenmacht nach Frankreich geworfen. Aber im Vergleich zu den schrecklichen Blutopfern seiner Verbündeten, vor allem der Franzosen, war sein Kräfteeinsatz doch noch sehr gering. Und das schlimmste war: der Sieg, der immer wieder prophezeit wurde, aber noch immer nicht erkämpft. So sah sich denn der Brite gezwungen, alle Ueberlieferungen von persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit zu begraben und zur Bekämpfung des sagenhaften Militarismus selber den Militarismus einzuführen. Diese Maßnahme war für das englische Volk, das geworben war, anderen Völkern für sich bluten zu lassen, so unerhört, daß es schon recht großer Worte bedurfte, um das Notwendige dieses Entschusses dem Lande klar zu machen. Und mit diesen Worten warf denn auch die englische Regierung in ihrer bekannten großprahlerischen Art recht reichlich um sich. Bonar Law behauptete damals im Unterhause: „Das Heil und Dasein des Landes" sei an die allgemeine Wehrpflicht geknüpft. Lloyd George prophezeite mit einer erhabenen Geste, daß spätestens das Jahr 1917 England Frieden und Sieg bringen werde. Und kurz darauf versicherte er in einer Rede in Glasgow: „Unser Heer ist unbesiegbar . . . Mit Ausdauer und Vertrauen ist uns der Sieg so sicher, wie morgen die Sonne aufgeht." Wer aber an diesen Sieg nicht so recht glauben wollte, wurde als Schwächling gebrandmarkt. Zu diesen zählte der angesehene liberale Abgeordnete von Manchester Holt. In den ersten Mai-tagen sagte er bei der Beratung der Wehrpflichtvorlage u. a.: „Wir hoffen das vergrößerte Heer benutzen, um einen letzten Schlag zu führen. Was geschieht aber, wenn dieser letzte Schlag mißlingt?" Schon die Erwägung einer solchen Möglichkeit versetzte das Haus in die größte Aufregung. Wie ein Schicksalswort aber dürfte wohl die Engländern ein anderes Bedenken Holts, das er bei derselben Gelegenheit aussprach, in die Ohren hallen: „Gesetzt, daß unsere Stunde nicht vor 1918 schlägt . . ." Gemeint war freilich die Stunde des Sieges; in Wirklichkeit aber dürfte es eines jeden aufrechten Engländers Stunde werden! Und Lloyd George selber in einer Rede in Carnarvon getan: Das Jahr 1917 werde den Frieden bringen, „wenn der Feind merkt, daß er seinen Durchfallen bis 1918 schließlich doch wohl wird statt besser."

Von diesen hochtönenden Prophezeiungen und Redensarten ist nichts eingetroffen oder in einem ganz anderen Sinne, als es der Sprecher damals gedacht hat. Der Wehrpflichtzwang hat nichts genützt. Die britischen Heere haben 1917 keinen Sieg erkämpfen können und 1918 eine schwere Niederlage erlitten. Und diese Niederlage ist erst der Anfang. Mit Schaudern sieht England — im Unguisten über Hindenburgs weitere Absichten — dem Vorgehen des großen deutschen Angriffs entgegen. Das ist die große Bilanz nach zweijährigem Bestehen der allgemeinen Wehrpflicht.

In dieser Not sieht der Brite sich nach neuer Hilfe um: Die Altersgrenze für die Dienstpflicht soll auf 50 Jahre heraufgesetzt werden. Wenn man bedenkt, daß zur selben Zeit Deutschland alle Männer über 48 Jahre aus dem Heere entläßt, wird man den gewaltigen Unterschied zwischen unserer günstigen Lage und der drückenden Not der Engländer begreifen. Vor der allgemeinen Wehrpflicht waren bisher die Iren ausgenommen. Nicht etwa, weil man ihrer nicht bedurft hätte oder weil sie der zweifelhaften Ehre, für Englands Machtgelüste zu bluten, nicht würdig gewesen wären, sondern aus dem einfachen Grunde, weil sich die Iren heftig widersetzten und infolgedessen recht unsichere Kantonisten waren. Nun hat sich England in seiner Bedrängnis auch über diese Bedenken hinweggesetzt; auch für Irland ist die Wehrpflicht beschlossen worden. Von diesen neuen Heeresdienstpflichtigen wird vielleicht der größte Teil im geheimen die Niederlage Großbritanniens wünschen, weil man sich davon die völlige Freiheit Irlands verspricht. Denn mit der jetzt wieder versprochenen Selbstverwaltung begnügt sich die „Grüne Insel" nicht mehr. Irland verlangt mit vollem Recht die gänzliche Trennung von England. Diese politisch Unzuverlässigen inns englische Heer zu zwingen, bedeutet ein großes Wagnis. Und es ist nur zu erklären aus der Notlage Englands. Welchen Erfolg John Bull mit dieser Maßnahme haben wird, d. h. ob sie überhaupt noch durchzuführen ist, erscheint nach den Meldungen über den wachsenden Widerstand der Iren recht zweifelhaft.

Noch handgreiflicher als diese beiden Tatsachen aber zeigt uns ein anderes Ereignis, wie verzweifelt schlecht es um England steht. Niemals in der Geschichte hat England es zugelassen, daß ein nichtenglischer Heerführer den Oberbefehl über die britische Truppen führte; auch in diesem Kriege ist die Frage des gemeinsamen Oberbefehlshabers standig an dem Widerstand der Engländer, sich einem Franzosen zu unterstellen, gescheitert. Aber auch hierin hat London nachgeben müssen. Sein nationaler Stolz ist der eisernen Not zum Opfer gefallen: Der französische General Foch hat den Oberbefehl über die gesamte englische Armee erhalten.

So ist die Lage Englands nach zwei Jahren allgemeiner Heerespflicht. Was ist aus den prahlerischen Prophezeiungen von Englands Unbesiegbarkeit und der Niederlage Deutschlands geworden? Deutschland steht stärker als je zum letzten großen Entscheidungskampf; England weiß nicht mehr wo ein und aus. Die kommenden Monate werden uns das noch deutlicher zeigen. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß der Brite noch in letzter Stunde den Versuch machen wird, durch ein heuchlerisches Friedensangebot die Katastrophe abzuwenden. England hat nicht einmal, sondern wohl dutzendmal den Frieden haben können. Es hat ihn nicht gewollt, weil Deutschland noch nicht vernichtet war. So mußte denn unsere große Offensive einsetzen, in der auch wir naturgemäß schwere Opfer haben. Dafür soll England büßen. Das Blut unserer gefallenen Helden schreit um Vergeltung an England. Wir sind wie bisher auch in Zukunft jeden Tag zum Frieden bereit, aber nur zu einem Frieden, der unserer Zukunft gleich wert ist. Englands Ränkespiel wird uns ebensowenig um den Siegespreis bringen, wie es seine allgemeine Wehrpflicht getan hat.

Was die Pariser an ihre Frontsoldaten schreiben.

Aus den im Wosten jüngst erbeuteten französischen Briefen setzt sich mosaikartig ein anschauliches Bild zusammen, das genau die Stimmung der Bevölkerung, insbesondere der Heer, widerspiegelt. Aus diesen Millionenbriefen zur Heimat an die Front geht nur allzu klar hervor, wie wenig zuversichtlich die Kriegsstimmung in Frankreich ist, von der die großen Zeitungen uns tagtäglich nicht Rühmenswertes genug berichten können. Diese nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten brieflichen Aeußerungen trogen nicht die amtliche Schönfärbe der Berichte, sie zeigen nur zu deutlich, wie der Franzose unter dem Krieg leidet und je aber je lieber Frieden haben möchte.

Zur Mittelpunkt aller Erörterungen stehen natürlich die erfolgreichen Flugzeugangriffe auf Paris, die unsere Helden der Luft in gerechter Wiedervergeltung für französische Bombenwürfe auf offene deutsche Städte hinter der Front mit Schreck und Unermüdlichkeit ausführen. Ein Kommentar ist überflüssig, die wortgetreue Wiedergabe einzelner Briefstellen wird am besten die wahre Auffassung des französischen Volkes über kriegerische Ereignisse erklären.

„Ich konnte die gestern abend nicht schreiben", so lautet ein Brief. „Denn denke dir, die Gothas" (so nennt der Volksmund unsere Bombengeschwader) waren wieder da! Von 9.15 bis 1 Uhr nachts waren wir im Keller, die Kinder heulten und hatten Angst. Leider hat es wieder viele Menschen getötet; am Place de la République und in der Nähe des Montparnasse." — „Ich danke Ihnen für den Bericht über die Bombe, die schönsten Städte zu zerstören, Namen erreicht dasselbe Schicksal wie Reims. Wenn doch der Krieg endlich einmal zu Ende wäre!" — „In der Nähe des Faubourg Montmartre ist ein siebenstöckiges Haus eingestürzt." — „Seit Mitte Februar baut man die Porte St. Denis wie gefallen Sachen zu." — „Sie haben überall Bomben abgeworfen und viel Schaden angerichtet, besonders in den Faubourg Montmartre, Rue Geoffroy-Marie, Rue Drouet, Rue Laffitte. Wer Geld hat, bleibt nicht in Paris!" — „In Mitry (Seine) schießen sie auf die Flieger, aber sie können es nicht verhindern, daß von 60 Kilometer bis nach Paris kommen. Durch diese Fliegerangriffe leiden das Gefühl sehr." — „An der Untergrundbahnstation „Bolivar" gab es 47 Tote und 150 Verletzte, von denen die Zeitungen nichts berichten. An dieser Station sind keine Bomben gefallen, da aber die Station als Unterstand dient, wollte sich die Menge durchtrig flüchten. Die Treppe war natürlich für diese Menschenmenge nicht breit genug. Man versuchte, die Rolltreppe zu benutzen; diese Treppe hatte man zwecks Reparatur entfernt. Nun rissen die Leute in ihrer Angst die Schutzbretter ab und stürzten zu zwei Stockwerke tief in den Schacht. Die einen fielen auf die andern. Viele wurden verstümmelt, andere erstickten. Einige versuchten in ihrer Todesangst, sich einen Weg mit dem Messer zu bahnen. An der Untergrundbahnstation „Place de la République" wurden 15 Personen vom elektrischen Schlag getroffen. Man hatte den Strom ausgeschaltet, um das Geleise betreten zu können. Irgend jemand hatte den Strom wieder eingeschaltet — wahrscheinlich ein Boche (!) —, und alle, die das Geleise berührten, wurden vom Schlag getroffen. 46 Straßen haben die Bomben getroffen. Im Kriegsministerium hat es vier Tote gegeben."

Sehr bemerkenswert ist ein Brief aus der Provinz, der besonders seines Nachtages wegen Beachtung verdient. „Sie haben es auf die Pariser abgesehen. Hoffentlich kommen sie nicht nach Mittelfrankreich; sollte es der Fall sein, würde man sich intellektuell etwas mehr um den Krieg kümmern." — Merkwürdig, je mehr Hilfe wir herkommen, desto stärker werden die Deutschen!"

Einen weiten Raum nehmen auch die Berichte über die Explosionen in St. Denis ein. „Schrecklich, gestern nachmittag 2 Uhr flog die Munitionsfabrik in die Luft. Die genaue Zahl der Toten und Verwundeten kann man nie erfahren, man schätzt sie in die Tausend. In ganz Paris sind die Fensterscheiben zerspliittert, und es fehlt an Gas. Hört denn der Krieg gar nicht mehr auf?" — „Ich sah den Tod vor Augen. Viele waren wie wahnsinnig und durch den Pulverdampf ganz unkenntlich. Das ist wieder Spionage! Ich bin glücklich, daß ich noch lebe. Ich bin ich aber ohne Arbeit, da die Fabriken zerstört sind."

Sehr wenig schmeichelhaft ist das Urteil über die Bundesbrüder von jenseits des großen Teiches. „Wir sind Amerikaner geworden!" ruft einer aus. „Die Polizei wird von ihnen ausgeübt, und jeder muß seinen Paß mit seiner Photographie haben!" Und das im eigenen Lande, in La Rochelle! — „Man spricht davon, daß die Amerikaner den Abschnitt Verdun übernehmen würden; es wäre auch bald Zeit, daß sie uns wirklich helfen. Ein Brief aus Nantes berichtet, daß über die Stadt der Kriegszustand verhängt werden soll. Die Amerikaner üben auch hier die Polizeiaufsicht sehr streng aus. „Ueberall führen sie große Arbeiten aus; das Seminar wird von ihnen als Lazarett eingerichtet." Wo bleibt das Selbstbestimmungsrecht der Nationen?

Die Japaner scheinen mehr Heiterkeit zu erregen als Zuversicht einzuflößen. Ein Brief aus Marseille erzählt sehr laconisch von diesen Bundesbrüdern: „Wir waren vorgestern am Hafen und waren zugegen, als die Japaner ausgeladen wurden. Sie sangen recht laut, aber verstanden habe ich nichts. Sie marschieren, als wenn sie in einem Kohlrübenfeld spazierengingen."

Wie sehr der ungehemmte U-Bootkrieg selbst dem Franzmann zu schaffen macht, beweist jeder Brief aufs deutlichste. Selbst die Schokolade ist in Frankreich ausgegangen. „Leider kann ich dir keine Schokolade schicken, nirgends ist solche zu haben. Täglich bekommen wir nur 300 Gramm Brot, damit kann doch keiner arbeiten." — „. . . . . außerdem beginnt hier schon vieles zu fehlen, uns man bekommt den Krieg am eigenen Leibe zu spüren! — Bringe Tabak für keinen Geld später mit und für mich; seit Wochen haben wir keinen mehr." Ein Brief aus Bourges faßt alles in die wenigen Worte zusammen: „. . . . mit der Verpflegung sieht es hier faul aus!"

Möchten doch Clémenceau und alle Mitverantwortlichen sich recht eingehend in das Studium dieser Briefe vertiefen! Ob sie dann auch noch so entsiegt wären?

Aus mag aber die niederschlagende Stimmung in Frankreich, die sich in diesen Briefen kundgibt und für die es Hunderte von Belegen gibt, ein verheißendes Anzeichen sein, daß der Tag der völligen Ernüchterung und der Erkenntnis nicht mehr allzufern ist.

Trübe Aussichten für die Bolschewiki-Regierung.

In den „Baseler Nachrichten" vom 24. April schreibt ein Russe P. G.:

Die Nachrichten aus Rußland sind in letzter Zeit merkwürdig spärlich geworden. Das ist kein gutes Vorzeichen für die Bolschewiki-Regierung, denn schließlich können doch nicht hundert Millionen Menschen in einem Lethargiezustand verharren. Etwas muß heimlich im Innern Rußlands vorgehen, was für die Bolschewiki unglücklich ist. Seit nunmehr sechs Monaten sieht Rußland dahin. Durch eine Reihe anarchistischer Experimente ist das Land in einen derartigen Zustand der vollkommen Desorganisation und der politischen und wirtschaftlichen Unsicherheit hineingetrieben worden, daß noch die geringste produktive Arbeit völlig unmöglich wurde. Wäre die Industrialisierung Rußlands weiter fortgeschritten, so hätte längst der Tod durch Erschöpfung eintreten müssen; da aber fünf Sechstel der Bevölkerung auf dem Lande lebt und wenigstens sein täglich Brot hat, so kann die Agonie vielleicht noch eine kurze Zeit dauern. Auch Deutschland hat eigentlich kein Interesse mehr an dem weiteren Verbleiben der Bolschewiki am Staatsruder. Was jetzt Deutschland nottut, ist, daß in Rußland schnellstens geordnete Verhältnisse im Rahmen des kapitalistischen Wirtschaftssystems eintreten, die ihm ermöglichen, die immer noch sehr reichlichen Rohstoff- und Lebensmittelquellen Rußlands für seine Kriegszwecke auszunutzen. Daran ist unter dem jetzigen Regime nicht zu denken. Auch die intelligenteren Arbeiter sehen allmählich ein, daß Rußland allein, trotz aller früheren Versicherungen der Bolschewiki, das sozialistische Wirtschaftssystem nicht einführen kann und daß der Zerfall der russischen Industrie für die Arbeiter selbst mit der größten Gefahr und drohender Arbeitslosigkeit verbunden ist. Damit die Arbeitermasse nicht auf die Straße geworfen wird, mußte die Bolschewiki-Regierung fast alle Unternehmungen der Maschinen- und Metallbranche übernehmen. Solange die ungeheuren Lohnerhöhungen von den Privatunternehmungen getragen wurden, hatten die Bolschewiki nichts gegen die Erhöhungen einzuwenden, nun müssen sie selbst die Zeche bezahlen. Da die Forderungen der ungelernten Arbeiter immer mehr steigen und die Volkskommissare durch gute Worte die von ihnen ins Leben gerufenen Geister nicht bemeistern können, so bleibt der Bolschewiki-Regierung nichts übrig, als mit der ultima ratio des zaristischen Regimes, mit dem Maschinengewehr, zu drohen. Der Zusammenbruch des Bolschewismus ist um so mehr unabwendbar, als er keine intelligenten Arbeitskräfte zur Bewältigung der auf seinen Schultern lastenden ungeheuren Arbeit hat. Die Intelligenz aller politischen Schattierungen (auch die sozialistische) hat sich von den Bolschewiki abgewandt, so daß diese genötigt sind, die Staatsmaschine mit Hilfe oft sehr zweifelhafter Elemente im Gange zu halten. Solche Kommissare, die die bolschewistische Regierung teilweise selbst gerichtlich verfolgen mußte, diskreditieren die ganze bolschewistische Partei in höchstem Maße, ebenso wie übrigens die Bolschewiki selbst in Rußland den Sozialismus unzweifelhaft in Mißkredit brachten.

Kriegsallerlei.

Der Niedergang Petersburgs.

Das Petersburger Blatt „Petrogradskoje Echo" bringt eine Unterredung mit dem neuen Oberbürgermeister von Petersburg, M. J. Kalinin. Vor allem, sagte dieser, muß das sterbende Petersburg gerettet werden. Seit Sie wissen, sind die Staatsbehörden fast sämtlich entfernt worden; die Bevölkerung zieht ebenfalls fort; die Fabriken schließen nach und nach, der Handel stockt. Nur eine Ueberführung der Betriebe von der Kriegs- zur Friedensarbeit kann die Stadt vor dem Untergang bewahren. Die Aufgabe ist ungeheuer, sie muß aber gelestet werden.

*

Nach einer anderen Meldung werden in Petersburg täglich 5 bis 6000 Pud Pferdefleisch verbraucht; es gelangen täglich 500 bis 600 Pferde zur Abschlachtung. Hauptsächlich werden Pferde von der Front geschlachtet, deren Durchschnittsgewicht 10 Pud beträgt. Etwa 15 v. H. der Petersburger Bevölkerung nährt sich von Pferdefleisch.

Diebische Gentlemen.

Durch übereinstimmende Aussagen aller aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrten Deutschen ist bestätigt worden, daß auch die englischen Soldaten, gleich den Franzosen, ihre Gefangenen sofort des Geldes und aller Wertsachen berauben, oft unter Todesdrohungen und brutalsten Mißhandlungen. Dies wird nicht nur von den Vorgesetzten stillschweigend geduldet, sondern die Soldaten werden direkt dazu ermutigt, da man ihnen das geraubte deutsche Geld umwechselt, das von der Regierung für die Austauschgefangenen gebraucht wird. — Ein Beweis für die praktische Gesinnung der englischen Gentlemen.

Kriegshumor.

Wahres Geschichtchen. Landsturmmann Mayer kommt ins Musterungslokal und wird von dem Stabsarzt gefragt: „Haben Sie einen Fehler anzugeben?" — „Jawohl, Herr Stabsarzt!" antwortet Mayer, „ich sehe sehr schlecht." — „Fehlt Ihnen sonst nichts?" fragt der Stabsarzt. Mayer antwortet: „Ich höre auch nicht gut." Der Arzt untersucht Mayers Augen und Gehör und kann nirgends einen Fehler finden. „Sonst fehlt Ihnen nichts?" spricht nun der Stabsarzt. „Nein!" antwortet Meyer. — „Gut, dann treten Sie weg. Sie sind k. v." — „Herr Stabsarzt", tritt Mayer, als er hört, daß er k. v. ist, „das hat mir noch gefehlt."

(„Der Champagne-Kamerad".)

Mit ca. 300 Abbildungen

Adler, Doppelaar und Halbmond,

Herausgegeben von Dr. Paul Wiesener. Prachtband, 320 Seiten gr. Format, auf Kunstdruck! Hochinteressante Schilderungen aus dem Leben der Verbündeten: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Türkei, Bulgarien. Ein vornehm ausstattetes Buch, das nicht nur in unseren ereignisreichen Tagen, sondern auch für spätere Zeit hohen Wert besitzt.

Eleg. gebund. nur 3.50 M.

General-Anzeiger für Halle und die Prov. Sachsen.

Der Sieger.

Roman von Marie Stahl.

40) (Nachdruck verboten.)

Die beiden Eindringlinge kamen zur Feierabendstunde, die immer ganz besonders gemütlich und reizvoll für die Geschwister gewesen, wenn sie mit sich und Gesine allein waren. Naemi hatte sich in letzter Zeit so störend erwiesen, daß Wilderich aus Rücksicht für Tora meist mit ihr fern blieb, doch heute war sie nach Vereinbarung zu einer dort verheirateten Kollegin dem Seminar entführen, und man hatte gehofft, sich einmal wieder eines ungestörten schönen Abends freuen zu können.

Tora lag in einem bequemen Korbsessel auf ihrem Balkon über den Garten, Gesine hockte auf einem Fußkissen, ihren Peter auf dem Schoß, und Wilderich, der gemütlich eine kleine, englische Pfeife rauchte, mit dittest dabeisitzend seinen Tabak, wie Peter und seiner Herrin. Wurde er gar zu respektlos gegen den Peter, strafte ihn Gesine zornig. Sie schlug ihn scheltend auf die Hände und kniff ihn, und dann klang sein tiefes, warmes Lachen fröhlich und inadenhaft.

Der Lengzabend sandte einen feuchten Erdgeruch aus den Gärten herauf, und da es am Nachmittag geregnet hatte, atmete das nasse, junge Grün in wohliger Frische. Irgendwo mußten bort unter blaue Veilchen blühen, und von der Dachkante sang die schwarze Amsel ihren süßesten Nachtgesang. Gegenüber auf dem Holzgalerien der Unterhäuser spielte sich allerlei Familienleben ab, was malerisch und italienisch wirkte und doch in dem großen Häuserquadrat entfernt genug war, um zu stören.

Jenny von Soden und ihr Begleiter hörten schon von fern Gesinens helle, fröhliche Stimme und Wilderichs herzliches Lachen, so wie nur freie, frohe Menschen herzen und lachen, und die Gruppe auf dem Balkon bot ihnen das Bild einer glücklichen Idylle. Keiner Eindringling mußte fühlen, daß er störte und daß man ihn hier nicht brauchte, darum war auch Jennys Gruß und Anrede heute noch um eine Oktave höher und zärtlicher gestimmt.

„Wenn du deinen alten Spielkameraden hinausweisen willst, versuche es, Tora, die ich niemals Tante nennen werde, aber ich fürchte, es wird dir nicht gelingen", sagte der Fremde, küßte ihr erst die Hand, und als sie ihn wortlos anstarrte, umarmte er sie plötzlich und küßte sie auch auf den Mund.

„Kuno!" rief jetzt Tora tonlos vor Schreck und erblaßend, während ihr Blick zu Wilderich flog, der abwartend stand.

Kuno von Bannersberg beherrschte die etwas kritische Situation. Er bot Wilderich die Rechte und nannte seinen Namen. „Bannersberg" sagte er mit unbewegtem Gleichmut, als handle es sich um eine ganz alltägliche Begegnung. „Es freut mich, Herr Troll, Sie kennen zu lernen. Ich bin überzeugt, daß Sie ebenso wie ich über den Geschehnissen und äußerlichen Schicksalen stehen, an denen wir beide nichts ändern konnten." Eine ganz kurze Pause trat ein. Für Tora und Jenny ein Moment äußerster Spannung.

Die beiden jungen Männer standen sich gegenüber Auge in Auge, ganzen, ersten Male im Leben. Und zwischen ihnen richtete sich ein drohendes Etwas auf, die alte Todfeindschaft, bei der es threiwegen um Gut und Menschenleben gegangen. Und Dunwes blasser Schatten stand zwischen ihnen.

Wilderich war bleich geworden bis in die Lippen und die kleinen Augen funkelten stahlhart. Doch in eine Sekunde hatte er gezögert, dann nahm er Kunos Hand und sagte fest:

„Nein Sie konnten nichts daran ändern, ich habe keine Ursache, Ihren Gruß nicht zu erwidern."

Tora atmete erlöst auf, und Jenny rief überschwenglich liebevoll auf: „Mein lieber, guter Cousinchen, Kuno? Mach mal Prinzeß Melisande deine ehrerbietige Reverenz, wenn du Gnade vor ihren Augen finden willst!" Und sie schob Gesine vor, die mit ihrem weißen Hänger das letzte Licht des sinkenden Abends aufsuchten machte und verwundert aus den überfallenden Locken auf den neuen Vetter blickte. Aber Kuno war mehr für reife Frauen als für Kinder und Katzen, er sagte zwar: „Donnerwetter, Cousinchen, aus welcher Diamantgrube hast du denn deine Augen gestohlen?" aber er wandte sich gleich und ausschließlich wieder Tora zu, die nur vier Jahre älter war, als er und von ihm nicht als Tante anerkannt wurde. „Eine Frau wie dich Tante zu nennen, wäre von meiner Seite eine Geschmacklosigkeit, für die ich kein Talent besitze", bemerkte er, als sie auf ihrer Würde bestehen wollte.

Man zog sich nun vom Balkon in Toras Wohngemächer zurück, denn Jenny, noch Kuno hatten Vorliebe und Verständnis für Hinterhauspoesie. „Da lüsten ja die Leute ihre Betten und trocknen ihre Wäsche auf den Galerien, und das nennst du eine schöne Aussicht!" spottete Jenny.

Kuno, der direkt von der Riviera kam, verstand es, sich zum Mittelpunkt des kleinen Kreises zu machen. Er war das, was die Gesellschaft einen glänzenden Causeur nennt und verband mit der Routine eine amüsante Schnodbrigkeit. Jenny war ganz in ihn verliebt und entzückte alles, was ihr von ihrem früheren Charme geblieben war, um mit ihm zu flirten. Und er fühlte sich in seinem Element. In dem heimischen Milieu der Wohnung, bei einer Flasche feurigmildem Tokaier und einer echten Havanna, mit der er sich eine Tante Jenny wie Jenny und Tora, von denen Jenny Tora zur Folie diente, wurde ihm ungeheuer wohl. Besonders als Gesine ins Bett geschickt wurde und Wilderich sich empfahl, um Tante Naemi abzuholen, wie er vorschützte. In Wirklichkeit ging er, weil er fühlte, daß er störte.

„Ich hast dich großartig aus der Affäre gezogen, Kuno", sagte Jenny, nachdem Wilderichs letzter Schritt im Vorflur verhallte.

„Wir sind doch keine Primaner", entgegnete Kuno in seiner gleichgültigen Weise.

„Ich finde, sehr viel großartiger noch hat sich Wilderich benommen", fiel Tora ein. „Man braucht kein Primaner zu sein, um einen derartig unerwarteten Ueberfall tragisch zu nehmen". Die alte leidenschaftliche Erregung über das, was sie den Bannersbergs nicht verzeihen konnte, zitterte in ihren Worten.

„Glücklicher Wilderich!" seufzte Kuno mit einer Grimasse, „ich habe Mahlow, er aber hat dich! Ich möchte ihm einen Tausch anbieten."

Er sagte das mit so viel Drolerie, daß Tora lachen mußte.

„Wo willst du hin?" rief Jenny mit einem kleinen scharfen Lachen, „Tante Tora gibt ihren Wilderich noch nicht!" Sie bestand darauf, Toras Tantenwürde zu betonen.

„Nein, meinen Bruder gebe ich für nichts und niemand her", bestätigte Tora mit starker Betonung.

„Ich verdenke es dir ja nicht, er ist recht angenehm, und unter der Maske der Schwester kannst du ungeniert mit ihm leben. Wenn er auch nicht gerade interessant ist, so hat doch diese gewisse Frische und Wohlgestaltheit des musterfestenen Bourgeois etwas Erquickendes für Reinschmecker und Ueberfättigte. Ein bißchen mehr Politur wirft du ihm ja wohl nach beibringen." Jenny konnte diese Bosheiten nicht länger zurückhalten, sie fühlte sich zu sehr durch Tora in den Schatten gestellt. Den Wilderich hatte sie ihr noch gegönnt, sie wußte, daß der nie und niemals auf sie reagieren würde, aber Kuno war doch rechtmäßig ihre Domäne!"

Tora richtete sich bei ihren Worten hoch auf. „Du scheinst unser Verhältnis ganz falsch aufzufassen", sagte sie eiskalt. „Von der Maske einer Schwester ist für mich nicht die Rede, Wilderich ist für mich mein legitimer Halbbruder, der Sohn meines verstorbenen Vaters und rechtmäßiger Erbe von Mahlow. Was Verleumdungen und das Gericht darüber gesandet haben, besitzt für mich weder Beweiskraft noch Geltung. Das sage ich euch ein für allemal. Wer, wie ich, länger als ein Jahrzehnt die ideale Ehe meines Vaters mit meiner über alles geliebten Stiefmutter miterlebt hat, weiß, daß dieses seltene Glück nicht auf Betrug und Täuschung begründet war.

„Jedenfalls steht du allein da mit diesen Behauptungen", rief Jenny giftig. „Kuno machte eine mitleidige Gebärde des Nichtwissens.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191805039/fragment/page=0002